

2. *Kapitel,
das von einem Mystiker handelt, der nicht so glücklich lebt
wie sein Bruder, der Lebemann, aber dennoch ähnlich aus
seinen Träumen gerissen wird.*

Peter ist soeben abgetaucht. Weg von dieser Welt. Verschwunden im Schacht seiner eigenen Seele, um dort zu treffen, was ihm das Leben so oft nicht bieten kann: menschliche Tiefe, gründliche Einsicht und vielleicht ein bisschen Eskapade aus dieser Welt.

»Weg ist er! Ach du lieber Herr Jesus, das geht ja immer schneller«, meint Mario.

»In letzter Zeit ist das immer schon so gewesen«, raunt Markus. »Mir ist aufgefallen, dass er unglaubliche Fortschritte gemacht hat. Ich kenne niemanden, der so schnell entrücken kann wie er.«

»Wir hätten es besser am gewohnten Ort gemacht, statt in dieser Villa. Mir gefällt das nicht, dieses noble Haus«, fügt Christoph an und schaut sich dabei finster im gediegenen Salon um, in dem sich Othmar gestern noch von Yvonne verabschiedet hat.

»Stimmt schon«, antwortet ihm Markus. »Aber er meinte, es gäbe hier auch gute Schwingungen.«

Mario nähert sich Peter mit vorsichtigem Schritt. Er beobachtet ihn eine Weile, dann schaut er seine Kameraden an, die ebenfalls nicht so ganz sicher sind, was sie hier noch sollen.

»Ich weiß nicht, Freunde. Aber ich mag ohne Peter nicht meditieren. Hat er nicht gesagt, wir sollen uns etwas zerstreuen, falls er zu schnell entrücke?«

Seine beiden Kameraden sitzen stumm auf dem Sofa. Plötzlich nestelt Markus in den Kissen herum und zieht eine silberne Creole heraus.

»Was ist denn das?«

»Die hat man auf dem Gemüsemarkt«, raunzt Christoph. »Um Früchte aufzuhängen und so.«

Markus legt die Aufhängevorrichtung etwas verduzt auf den Tisch und reibt sich sein Gesäß. Er ist sich nicht sicher, ob

das wirklich stimmt. Aber er ist ein Mensch, der wenig hinterfragt und in der Welt kaum Dinge erkennt, die nicht hineinpassen. Was er von seinem Schreinerbetrieb weiß und von Zuhause und vielleicht von der Umgebung um Tablat, das genügt ihm, um sich geborgen zu fühlen. Den Rest kann er getrost seinem Glauben anvertrauen. Das ist ein Grund, weshalb er sich dieser Meditationsgruppe angeschlossen hat, wie sie sich nennen, die Peter schon seit Jahren als Meditationsmeister leitet.

Sie treffen sich nicht sehr oft, aber wenn, dann sind das für ihn wichtige Abende. Christoph, der die Creole nochmals ganz genau untersucht und seine Einschätzung nur bestätigen kann, hat einen ähnlich schlichten Zugang zu dieser Art Gottvertrauen. Seit er in Peters Meditationsrunde mitmacht, scheinen die Dinge einfach besser zu laufen. Sogar einen Posten auf der St.Galler Stadtgemeinde hat er erhalten, einen mit einem eigenen Pult und einem Vorzimmer, so wie es die feinen Herren sonst haben. Seine Frau hat ihm für das Pult eine lederne Unterlage geschenkt und er ist seither noch stolzer darauf, Beamter der Stadt St.Gallen zu sein. Mario schließlich ist das geistige Schwergewicht der Gruppe, in der Verwaltung der Stiftsbibliothek des Klosters St.Gallen tätig, mit ausgezeichneten Kontakten zur Kirche, was der Gruppe die nötige Verbindung nach oben verschafft, wie Peter sich immer ausdrückt. Er ist es, der immer ein wenig neue Themen der Meditation aufspürt, und auch heute zieht er ein kleines Büchlein aus seiner Leder tasche.

»Soll ich euch aus einer interessanten Schrift vorlesen? Ich habe ein neues Werk unserer Sammlung bei mir, das euch gefallen könnte. Es sind die Gedichte des Mystikers Omar Chajjam.«

»Das ist eine ausgezeichnete Idee. Bitte mach das doch. Wir können es uns ja auch etwas gemütlich machen, finde ich.«

Das tun denn die Glaubensbrüder auch. Sie setzen sich zu Peter an den Kamin und richten sich behaglich in der Polstergruppe ein. Mario schickt sich an, im Licht des Feuers jene Geschichten vorzulesen, die vor über 800 Jahren im fernen Persien geschrieben wurden.

»Die Seele – wisse – muss sich einst vom Körper trennen, dann wirst du hinter seinem Schleier Gott erkennen. Trink Wein, denn du weißt nicht, woher du bist gekommen und auch das Ziel, wohin du gehst, kannst du nicht nennen.«

Sie betrachten sich überrascht. Dann blicken sie auf den schlafenden Peter, der auf dem Sofa zusammengekauert den Eindruck macht, als würde er im Geiste hinter einen Schleier schauen, einen Schleier, der ihm die Welt offenbart und vielleicht auch ein Stück des Himmels dazu. Dann liest Mario weiter:

»Ich schlief, ans Ohr der Weisheit Stimme schlug:

Des Glückes Rose niemals Blüten trug
dem Schläfer. Meide du des Todes Bruder!

Trink Wein! Du schläfst dereinst noch lang genug.«

Markus kann sich nicht mehr zurückhalten: »Was für eine Weisheit! Was für Worte, Freunde!«

»Fürwahr!«, stimmt nun auch Christoph ein. »Und ich finde, der Mann hat völlig recht. Was haltet ihr von einem Schlückchen in Ehren, während wir uns solche Weisheit einflößen?«

Bedeutungsvolles Nicken von allen Seiten. Nur Peter regt sich nicht. Lange Zeit hat er noch zerstreut das Feuer im Kamin beobachtet. Besonders haben ihn die Flammen gefesselt, die aus den hinteren Hölzern den Kamin hoch gekrochen sind. Dann ist es dunkel geworden in seinem Kopf. Dicke Rauchschwaden haben den Raum vor ihm verdunkelt, bis endlich auch das Knistern des Feuers verstummte. In einer solchen Ruhe befindet er sich sonst nur, wenn er in einer schlaflosen Nacht das Fenster aufreißt und in den Innenhof blickt, in dem sich zu solcher Stunde kein Bewohner, kein Windhauch, kein Zeichen von Leben rührt. In diesen Momenten findet er in der Stille eine Heimat, ein Gefühl des Aufgehobenseins, als wäre er selbst nur ein Hauch inmitten eines Stroms von Lüften. Dieses Gefühl macht ihn so leise wie die Welt vor ihm und manchmal auch kraftlos und müde, so dass er schnell den Schlaf wiederfindet, der ihn vorhin aus dem Bett getrieben hat.

Man kann natürlich nicht wissen, was in seinem Kopf vor sich gegangen war, aber so könnte es ungefähr gewesen sein: Die Rauchschwaden zergingen. Der Schleier in seinen Sinnen lichtete sich. Er sah plötzlich Häuser und Straßen in Landstrichen, in denen Menschen wandelten. Es war eine liebliche Gegend mit sanften Hügeln. Still war es immer noch, aber die Sterne waren nicht zu sehen. Am Fuße eines grünen Hügels standen ein paar kleinere Häuser und aus einem stieg ein beschauliches Gewölk, das fein nach Holz und Harz roch. Er war Zuhause.

Er trat aus der Tür und zog sich eine Kappe über. Dick eingepackt in groben Stoffen, stolperte er durch einen kleinen Vorgarten und schwang einen kleinen, blechernen Kessel.

»Nimm das Geld mit. Ich möchte nicht alles aufschreiben lassen«, näselte eine Stimme aus dem Haus.

Er drehte sich nochmals um und ging auf die Eingangstür zu. Die Gestalt, die ihm entgegentrat und ihm das Geld in die Hand drückte, war seine Mutter. Sie zog ihm die Kappe ins Gesicht und schaute ihm lange nach, nachdem er sich von ihr gelöst hatte und davongesprungen war.

Der Weg zu Bauer Fritz Ruckstuhl war nicht weit. Peter kannte ihn. Es war sein täglicher Gang, um Milch zu holen. Er mochte den Bauer, obwohl er im Dorf als verschroben galt. Den Dengel-Priester schimpften sie ihn, weil er stundenlang mit seiner Sense in der Wiese arbeitete. Der Ruckstuhl liebte die Menschen nicht. Sie störten ihn bei seiner Arbeit, sie störten ihn bei seinen Gesprächen mit dem Feld und mit dem Boden. Er war ein ruhiger, erdiger Mann, der hart zu seinen Mitmenschen, aber gut zu seinen Viechern war. Wer nicht gut zu den Tieren ist, ist kein guter Mensch, sagte Peters Mutter. Und das stimmt, denn bei manch wichtigem Dorfbewohner legten dem Ruckstuhl seine Pferde die Ohren an. Aber wenn sie die Schritte ihres eigenen Herrn hörten, dann horchten sie auf und kamen ihm wiehernd entgegen. Er streichelte sie dann, murmelte ihnen etwas Unverständliches zu und zog ins Feld.

Nun stand er wieder in der Wiese, der Ruckstuhl. Er nahm die Sense in die Arme wie die Mutter das Kind und schlug mit

seinem Hammer sanft auf die Schneide des Sensenblattes. Er prüfte den Wellenschliff und es schien, dass sein Werk von den Händen direkt in den Himmel zeigte, dort, wo seine Beschützer still dem beruhigenden Klang lauschten, die ihre Kreatur auf dem Feld erzeugte. Ruckstuhl sah Peter, der ihn schon eine Weile beobachtet hatte, und nickte ihm mit einer kargen Kopfbewegung zu. »Die Milch steht im Stall!«, rief er ihm zu. Dann schnitt er weiter das Gras.

Peter wuchs mit seiner Familie in einem kleinen St.Galler Vorort auf, der Tablat hieß. Damals war sein Vater noch Einkäufer in einer großen Stickerei. Er stand am Anfang seiner Karriere und machte sich erst später selbstständig. Dann verdiente er auch gutes Geld mit seinem eigenen Kontor in der Stadt. Zu dieser Zeit lebte die Familie im Haus der Großeltern, in einem kleinen Weiler am Fuße eines grünen Hügels. Sein Bruder Othmar war ein paar Jahre jünger als Peter und bekam deshalb von diesem Leben wenig mit. Peter jedoch erinnert sich noch an einige Begebenheiten aus jener Zeit. Tablat umfasste die Quartiere nördlich, östlich und südlich der heutigen Stadt St.Gallen. Es bestand aus verstreuten Einzelhofsiedlungen, darunter der für die Gemeinde namensgebende Hof Tablat. Ein richtiges Dorf existierte nie. Zentrumsfunktionen kamen höchstens dem Weiler St. Fiden zu, der heute ebenfalls ein Teil der Stadt ist.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts überwogen in der Ostschweiz immer noch die Graswirtschaft und der Ackerbau. Die St.Gallische Textilindustrie beschäftigte die bäuerliche Bevölkerung mit Heimarbeit. Auch St. Fiden war ein solches gewerbliches Zentrum. Aus diesem Grund entstanden in der Mitte des 19. Jahrhunderts entlang der Steinach die ersten Industriebetriebe. Spinnereien und Webereien vor allem, dann aber auch die Maschinenfabrik Weniger, die zu dieser Zeit die drittgrößte der Schweiz war, oder die Schokoladenfabrik Maestrani, die bis heute die unvergleichliche Krachnuss-Schokolade herstellt. Erst die Entwicklung der ersten Handstickmaschinen machte

das Gebiet dann endgültig zum Zentrum für mechanische Stickerei. Um 1910 war die Stickereiproduktion mit 18 Prozent der größte Exportzweig der Schweizer Wirtschaft. Jeder Fünfte in der Ostschweiz lebte davon.

Durch den Ersten Weltkrieg und die damit verbundene Abkehr der Mode von der Stickerei geriet dieser Industriezweig in eine Krise. Die Lösung nannte sich ähnlich wie heute: Gesund-schrumpfung. Handsticker, die ihre Maschine verschrotteten, bekamen dafür bis zu 400 Franken. Doch bis zu diesem Zeitpunkt hatte man mit dem Tuchgewerbe viel Geld verdienen können. Peters Vater tat das, und bevor die schlechten Zeiten angebrochen waren, starb er überraschend in seinem Kontor.

Peter huschte in Bauer Ruckstuhls Stall und füllte dort vom großen Kessel die Milch in sein blechernes Becken. Er vertrug den Stallgeruch zwar nicht sonderlich, aber er mochte die Maschinen darin und ganz besonders den Pferdewagen, der wie ein mächtiger Thron über den Fresszellen des Viehs im Stall aufragte. Einmal nahm ihn der Ruckstuhl auf diesem Wagen mit in die Schule. Das war ein schönes Gefühl. Wie ein König saß Peter auf dem Bock und unter den Rädern des Gespanns wurde das Leben königlich bedeutungslos. Seine Mitschülerinnen und Mitschüler sahen ihn an und er blickte in Augen voller Argwohn und Neid. Und das alles nur, weil seine Augen einen Meter höher über dem Boden waren als ihre. Menschen sind komisch, dachte er damals, und er verstand, warum der Ruckstuhl sie nicht liebte.

Er schnappte seine Milchkanne. Ruckstuhl war auf dem Feld verschwunden. Seine Pferde weideten gemächlich in der Wiese. Peter schaute ihnen eine Weile zu, dann zupfte er sich eine Dotterblume und steckte sie sich in die Brusttasche. Danach lief er wieder hinunter zu den Häusern. Er hoffte, den Würzeler Hannes nicht zu treffen. Das war ein übler Bursche vom Bauernhof hinter dem von Ruckstuhl. Seine harte Feldarbeit verlieh ihm gewaltige Kräfte, und das galt unter Kindern alles. Seine Spezialität war das Muskelreiten und manch zarte Kinderseele hatte unter seinen Knien das Fürchten kennengelernt. Auch Peter

gehörte dazu, obwohl er eigentlich zu den robusteren seiner Klasse zählte.

Den Würzeler traf er nicht. Ein paar Kadetten lärmten jedoch hinter ihm vorbei, wie üblich in strenger Formation und mit wilden Gebärden, als gelte es, Tablat zu einer Kolonie zu machen. Pfarrer Scherrer grüßte ihn über die Straße und Peter bewunderte wie immer seine Kutte und die wenigen, aber höchst wirkungsvollen Insignien, die ihn zu einem wichtigen Mann im Dorf machten. Dann erreichte er sein Zuhause und verschwand hinter der Tür.

»Da verschlägt's einem doch die Sprache!«, ruft der Markus.

»Aber doch nicht etwa vom Wein?«, sorgt sich Mario, nicht ohne es zu verpassen, die Lesepause für einen weiteren genussreichen Schluck zu nutzen. Dem schlafenden Peter zu Ehren haben sie sich aus der Bar für einen Chateau Pétrus, Jahrgang 1913 entschieden. Das ist keine schlechte Wahl. Auch die zweite Bouteille nicht. Und die dritte auch nicht.

»Die Gedichte meine ich, mein Lieber, die Gedichte! Was für ein Dichter, dieser Chajjam!«

»Ich hör' von links und rechts stets das Geschwätz,
dass ich beim Wein die Religion verletzt',
ich lernte doch, dass Wein des Glaubens Feind:
Ich schlürf' sein Blut, so will's doch das Gesetz!«

»Dem Mann gehört ein Platz unter den Heiligen! Und zwar unter den christlichen!«

»Genau. Solche Weisheiten müssen allen Religionen zukommen.«

»Und unserer am allermeisten!«

»Brüder. Mich dürstet nicht nach Blut. Mich dürstet nach Geist. Was haltet ihr davon?«

Die drei können das Glück ihrer heutigen Meditation kaum fassen, als die heitere Runde plötzlich ein gellender Schrei durchfährt. Alle Blicke sind im Nu auf Peter gerichtet, der sich auf dem Sofa unruhig hin- und herbewegt. »Die Kabine hält das nicht aus! Wir stürzen!«

»Oh, nein! Er muss wieder an diesem furchtbaren Ort sein!«, entsetzt sich Markus und beugt sich schnell über Peter, der sich immer aufgeregter gebärdet.

»Schon während der letzten Meditationen ist er immer in seine Kindheit gelangt. Und jedes Mal hat er Visionen von dieser einen Szene. Warum ist er denn wieder dort?«

Markus versucht ihn zu halten und fasst ihn dabei behend an den Schultern. Peter hält sich jedoch krampfhaft an der Sofalehne fest und rudert heftig mit den Beinen. Mario will ihn festhalten, als sich plötzlich Peters Jackett öffnet und ein kleines, braunes Glasfläschchen aus der Innentasche purzelt.

»Was ist denn das?«, fragt Mario und hebt das Fläschchen auf. »Der kennt wohl die Gedichte des Omar Chajjam und dessen Inhalte bereits!«

»Ich glaube nicht, dass das Wein ist«, murmelt Christoph und sieht sich das Fläschchen an. Die Szene wird eindrucksvoll akustisch untermalt vom Gong der schweren Standuhr draußen im Treppenhaus.

»Doch wohl nicht ein Flaschengeist!«, entsetzt sich Markus.

»Ich denke nicht, dass sie in Othmars Orthopädiegeschäft Flaschengeister verkaufen.«

Die Glaubensbrüder ahnen es, oder wenigstens einen Teil davon. Peters Verzückung ist nur teilweise eine religiöse. Wesentlich mehr daran beteiligt dürfte der Inhalt dieses Fläschchens sein, an dem Christoph nun riecht und Mario froh ist, dass sich nur ein bitterer Geruch im Raum verteilt und nicht etwa ein polternder Geist entweicht.

Als praktizierender Teilzeitmystiker ist Peter seit einigen Jahren ein unermüdlicher Erforscher der menschlichen Meditation. Dabei handelt es sich stets um die gleiche Technik, unabhängig ihres geistigen Zieles oder ihrer religiösen Herkunft. Es wird versucht, das Weltliche auszuschalten, um in die eigene Psyche abzutauchen. Der Weg ist das eigentliche Ziel, und das ist für zielorientierte Menschen gerade die große Herausforderung der Meditation, so dass sie sich niemals mit ihrem eigentlichen

Sinn auseinandersetzen, sondern mit all den hausgemachten Problemen, die sich vor ihn schieben. Das ist auch eine Form der Zerstreuung, aber sicherlich kein Abtauchen in die eigene Psyche. Das ist wohl der Grund, weshalb sich Peter einiger, sagen wir, Katalysatoren bedient, die wenigstens das Erkennen des Scheiterns der eigenen Meditation etwas besänftigen.

Die Beschleunigung des frommen Erlebens steht durchaus in einer gewissen religiösen Tradition, schließlich verwendeten dazu die Buddhisten ihr Räucherwerk, die Perser ihren Wein und die christlichen Mönche ihre Bierbrauerei. Ein sehr wirksames Halluzinogen kannten die Azteken: Sie benutzten das Fleisch des Peyotekaktus als Droge, um einen direkten Kontakt mit ihren Göttern und Naturgeistern herzustellen. Nach der Entdeckung Amerikas gelangte Peyote auch in christliche Hände. Die Droge verbreitete sich schnell, auch wenn sie wie alle rauschhaften Drogen von der Kirche offiziell verboten wurde. Ende des 19. Jahrhunderts wurde aus dem Peyotekaktus zum ersten Mal das Halluzinogen Meskalin isoliert, was die Droge auch in Europa bekannt machte. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts etablierte sich der Peyotekonsum in Künstlerkreisen als Modedroge und wurde meist in Form von damals frei erhältlichen Tinkturen konsumiert. Sogar das Orthopädiegeschäft seines Bruders bot den Trunk frei erhältlich an.

Doch in seiner Meditation befindet sich Peter nicht im Orthopädiegeschäft seines Bruders, sondern in seiner Jugend, mitten im Steinachtobel, zusammen mit Othmar und Martin. Sie hatten die gemeinsame Holzsammelaktion des Dorfes schamlos ausgenutzt, um sich in aller Stille abzusetzen und zu schauen, ob die Transportseilbahn wirklich existierte, von der alle Erwachsenen mit Ehrfurcht sprachen und die sie nie sehen durften. Das Steinachtobel war der Hauswald des Dorfes und erstreckte sich über einige Hügelzüge um Tablat herum bis weit hinein ins Umland der Stadt St.Gallen. Der Wald war von einem auf beiden Seiten steil abfallenden Tal durchzogen, das es für die Waldarbeiter unmöglich machte, das Langholz zu transportieren. Pontoniere der Schweizer Armee hatten des-

halb eine Transportseilbahn gebaut, die nun quer über das Tal führte und an der höchsten Stelle sicherlich zehn Meter über die Baumwipfel ragte. Seit einigen Jahren war es einfacher geworden, das Holz mit einem Zugwagen zu transportieren, weshalb die Seilbahn allmählich ausrangiert wurde. Gelegentlich benutzte sie noch Urs Rüdisühli, der Förster des Waldes, mit seinen Waldarbeitern oder aber dumme Jungs, die darin eine ideale Mutprobe sahen.

Drei von diesen standen im Jahre 1898 vor jenem mächtigen Abgrund. Der Älteste kratzte sich am Hals, der Mittlere strahlte über das ganze Gesicht, der Jüngste schaute, was der Mittlere tat. Zwei gegen einen. Sie stiegen in die Transportseilbahn ein.

Der Anfang war ganz lustig. In luftiger Fahrt schossen sie über den Abgrund und wurden wie auf Adlerflügeln über den Baldachin des Waldes gehoben. Die Mischung zwischen Gruseln und totaler Freiheit war etwas Unbeschreibliches. Peter hielt sich abwechselnd an der Gondel und an seiner eigenen Jacke. Othmar breitete die Arme aus wie ein Engel und ließ sich den Wind durchs Haar streifen. Martin beobachtete Othmar, wollte auch die Arme ausbreiten, traute sich aber doch nicht und tat drum, wie Peter tat. Plötzlich verlor die Gondel an Fahrt und blieb ziemlich genau über der höchsten Stelle stehen. Drei Herzen ebenfalls.

Was die Burschen natürlich nicht gewusst hatten, war, dass das Spannseil derart gelöst werden musste, dass das Gegenseil ab der Wegmitte die Gondel in die andere Station ziehen konnte. Nun war keine Spannung vorhanden und die freie Fahrt dauerte nur bis zur Mitte des Wegstücks. Und die lag, wie bereits erwähnt, hoch über dem Abgrund.

In der Gondel wurde es plötzlich still. Es mochten sicherlich zwei, drei Minuten vergangen sein, ehe sich der erste rührte. Othmar schaute über die Planken der Gondel, die nicht sonderlich hoch waren, da die Seilbahn ja dazu gebaut war, Holz zu transportieren. Ihn schauderte. Die Tiefe unter ihm schien ihn nach unten zu ziehen und er war sich nun auch gar nicht mehr sicher, ob die Seilbahn selbst wirklich funktionstüchtig

war. Eine wilde Panik erfasste ihn. Als die andern das bemerkten, packte auch sie ein gnadenloses Grausen. Sie schrien aus Leibeskräften um Hilfe und zwar so lange, bis sie ein ohrenzerreißendes Krachen über ihnen jäh unterbrach. Durch die lange Spannung im Trageil hatten die Rollen innerhalb des Trägers natürlich gearbeitet und gaben dann und wann ein knackendes, metallisches Knarren von sich. Die drei wurden totenbleich und waren ganz sicher, dass sie jetzt sterben mussten.

Doch das war noch nicht alles. Mit dem Untergehen der Sonne kam, wie üblich in dieser Gegend, ein Wind auf, ein starker Zug, der ungehindert über das Tal wehen konnte. Nun wurde die Gondel zusätzlich übel hin- und hergeschaukelt, der Träger ächzte noch mehr, die drei Buben waren völlig aufgelöst, hielten sich gegenseitig unter Tränen fest und sprachen kein Wort mehr. Sie wollten einfach wenigstens miteinander sterben.

»Lieber Gott. Lass den Wind vergehen!«, sagte Martin plötzlich leise. Die Worte kamen direkt aus seinem Herzen.

Peter starrte seinen Freund nach einer Weile erwartungsvoll an. Dann löste er sich sanft aus seiner Umklammerung. »Freunde, lasst uns doch beten.«

Die drei schauten sich ungläubig an. Sie alle waren christlich genug erzogen worden, dass sie, jeder für sich, zu ihrem Gott beteten. Und das sogar seit einer bangen Weile. Aber zusammen beten, das hatten sie noch nie vorher getan.

»Sagte nicht Jesus, dass er unter ihnen ist, wenn mindestens drei in seinem Namen zusammenkommen?«, fragte Peter mit sanfter Stimme.

Othmar kannte diesen Spruch natürlich nicht. Doch er war gerne und unter kräftigem Nicken bereit, ihn besonders jetzt zu glauben. Martin war sich nicht sicher, ob sie denn vier sein müssten, wenn es mindestens drei brauche, doch er schwieg.

Peter floss nun das erste Mal seit ihrem tollen Start mit der Gondel wieder Blut durch die Adern. Er war plötzlich überzeugt, dass er sich und seine Freunde retten konnte. Er richtete sich auf, faltete die Hände, schaute in den Himmel, kam am ächzen-

den Träger nicht vorbei, erschrak und senkte seinen Blick darum wieder auf seine Hände. »Lieber Herr! Es war dumm, was wir taten. Bestrafe uns nicht dafür. Sondern erlöse uns von dem Wind, dann wollen wir auch artig sein.«

Die Gondel schaukelte sanft in der Brise.

»Und wenn du das mit dem Wind in Ordnung gebracht hast, dann lass uns wieder auf den festen Boden zurückkehren.«

Ein Vogel flog an der Gondel vorbei.

»Ich meine, ganz unversehrt. Dafür würde ich dann auch recht dankbar sein. Und aus der Bibel lesen. Und auch einen Rosenkranz beten!« Dabei fixierte er seine kleine Gemeinde scharf. »Ich auch!«, schrie der Jüngste. »Ich auch«, sagte Othmar etwas leiser als Martin.

Die Gondel wurde von einem Ruck erfasst und wiegte sich sanft wie eine schwere Glocke im Turm. Peter presste die Hände zusammen. »Die Kabine hält das nicht aus! Wir stürzen!«, schrie er. Dann quetschte er seine Finger noch fester zusammen. Und zum ersten Mal in seinem Leben passierte etwas, was ihn seit diesem Tag nicht mehr loslassen würde: Er glaubte. Er glaubte an seine Rettung. Dieses sture gedankliche Festhalten, gepaart mit einem stechenden Schmerz in den Fingern, versetzte ihn mit einem Schlag in eine unglaubliche Ruhe, als hätte ihn das Schicksal bewusstlos geschlagen.

Ein weiterer Ruck erfasste die Gondel. Dann setzte sie sich in Bewegung und pendelte beschaulich zurück in die Station, von der sie gekommen war. Ein paar Meter vor dem Führerstand bremste sie ab und klickte sanft und fast lautlos in die Kuppung ein. Die drei warteten kaum den Stopp ab, rissen sich aus der Gondel und rannten davon, so schnell sie ihre Beine trugen. Martin stolperte in seiner Hektik über die Treppe und zerriss sich die Hose. Als er das Malheur betrachtete, da war ihm, als sähe er unten beim Führerstand eine Gestalt. Ob es ein Dämon war oder der Geist des Heiligen Gallus, der hier als Eremit gelebt und das Kloster St.Gallen begründet hatte, das wusste er nicht, aber er nahm seine Beine unter die Arme und wieselte so schnell er konnte seinen beiden Freunden nach.